

Zeit dem 28. Januar 1718 war Herr von Machaud Polizei-Lieutenant vor Paris. Als Nachfolger des flüchtigen und tüchtigen d'Argenson, der hohen Alters wegen kurz zuvor sich hatte pensioniren lassen, verwaltete auch der neuernannte höchste Polizeigewaltige des Landes dieses wichtige und schwierige Amt mit Eifer und Geschick. Von den Zeitgenossen wird er gerühmt wegen seiner strengen Rechtlichkeit. Später wurde er Präsident des höchsten Gerichtshofes.

Herrn v. Machauds Tochter Blanche vermählte sich im Juli 1719 mit dem jungen Grafen Philipp v. Lavall, der einen Palast in Paris und in der Bretagne einige große Landgüter besaß. Er war sehr reich. Seiner Gemahlin, die er sehr liebte, hatte er zur Hochzeitzeit einen kostbaren Schmud geschenkt, ein prachtvolles Halsband mit großen Perlen, dessen Werth neunzigtausend Livres betrug.

Am 15. Oktober 1719 sollte bei der Prinzessin von Conti ein Ballfest stattfinden, zu welchem auch der Graf und die Gräfin Lavall eingeladen waren. Letztere beschäftigte sich angelegentlich schon im Voraus mit ihrem Ballkostüm. Auch das prächtige Halsband wollte sie anlegen.

Als sie das neue, von der Schneiderin gebrachte Ballkleid einige Tage vorher anprobirte, wünschte sie im Spiegel zu sehen, wie das Halsband dazu sich ausnehme. Sie schloß also ein Schränkchen auf, nahm ihr Schmuckkästchen heraus, öffnete es — und fand es leer. Nicht nur das kostbare Halsband, auch die anderen Schmuckstücke von allerdings geringerem Werthe waren verschwunden.

Es gab eine große Aufregung im Palaste. Die Polizei wurde schleunigst benachrichtigt und kam herbei, um zu forschen und zu untersuchen. Machaud eilte selbst zu seiner Tochter, Verhör wurden angestellt, aber nichts ermittelt. „Das niht nichts“, sagte endlich die Gräfin. „Ich halte meine Dienerschaft für unschuldig.“

„Auch deine Zofe Louise?“ fragte ihr Vater. „Die ganz besonders.“ „Sie ist aber die einzige, welche jederzeit Zutritt zu dem Zimmer hatte, in welchem die Schmuckstücke verwahrt wurden.“

„Das ist wohl wahr, aber sie hat doch niemals die Schlüssel zu dem Schranke und zu dem Kästchen in Händen gehabt.“ „Gibt du die Schlüssel vielleicht einmal unachtsam herumliegen lassen?“ „Nein; meines Wissens nicht; ich hatte sie stets in guter Verwahrung.“

„Nun, so sind also wahrscheinlich Nachschlüssel benützt worden.“ „Das könnte sein. Aber meine Zofe Louise ist sicherlich unschuldig. Treu, ergeben und demüthig ist sie, wie bisher keine.“

„Demüthig — ja; sie sieht mir beinahe so aus wie eine Schleicherin.“ „Aber Vater, dein Verdacht ist sicher grundlos.“ „Mag sein. Diese Louise Pellet wird dich bald verlassen, du hast bereits eine andere Zofe engagirt?“

„Ja, zum ersten November. Louise, der ich eine kleine Aussteuer schenken will, wird sich verheirathen.“ „Mit wem?“ „Mit einem jungen Friseurgehilfen Namens Bouchu. Er will sich nächstens selbständig machen.“

„Du kennst ihn persönlich?“ „O ja, Bouchu kommt im Auftrage seines Prinzipals häufig zu uns in's Haus, um meinen Mann zu frisiren.“ „Om, hm!“ brummte Herr v. Machaud. Und nach einigem Sinnen fuhr er fort: „Nun, ich werde Venoir mit dieser Sache betrauen.“

den ich befragte, und richtig, bei ihm fand ich das Halsband, die anderen Schmuckstücke aber nicht.“ „Ich hätte Henault nicht für einen Diebshehlerei gehalten.“

„Ein solcher ist er auch nicht. Er ist als höchst achtbarer Geschäftsmann bekannt und hat das Halsband in unanfechtbarer Weise durch Kauf erworben.“ „Von einem Diebe!“

„Nein, gnädiger Herr, so einfach ist die Sache nicht,“ entgegnete mit einem seltsamen Lächeln der Geheimagent. „Wenn Sie erst wissen, wer das Halsband an Henault verkauft hat, werden Sie ganz anders darüber denken.“

„Nun, wer hat es denn an ihn verkauft?“ „Der Herr Graf Philipp v. Lavall, Lavall, Ihr Herr Schwiegerohn selbst.“

„Alle Teufel!“ rief höchlich überrascht der Polizei-Lieutenant. „Aber das ist doch gar nicht zu glauben! Wie sollte das möglich sein?“ „Meines Erachtens kann die Rechtlichkeit der Aussage Henaults nicht angezweifelt werden.“

„Haben Sie ermittelt, wann der Verkauf erfolgt ist?“ „Vor vier Tagen erst, am Freitag Nachmittag gegen 5 Uhr.“

„Fünzigtausend Livres in Bankbillets sind dafür bezahlt worden.“ „Wie kann man wohl vernünftigerweise annehmen, daß mein Schwiegerohn so billig einen Schmud verkauft haben sollte, für den er selbst vor kurzem erst neunzigtausend Livres bezahlt hat?“

„An Henault?“ „Nein, an einen anderen Juwelier; so viel ich weiß, an Domange.“ „Die Sache scheint ja recht auffallend zu sein, läßt sich aber doch vielleicht erklären. Herr Henault sagte mir, daß ihm in jetziger Zeit häufig kostbare Juwelen angeboten werden, und zwar sehr billig, von vornehmen Herren und Damen, welche nothwendig Geld brauchen, weil sie der tollsten Spekulationswuth erliegen sind in der Straße Quincampoix.“

Der von John Law in Frankreich in's Wert gesetzte Mississippi — Aktien-Schwindel stand gerade damals in üppigster Blüthe, und die tollste Aqiotage wurde von hoch und niedrig Tag für Tag betrieben. In der Straße Quincampoix versammelten sich die Spekulanten Vormittags zu Tausenden. Unter freiem Himmel war dort die Schwindelbörse.

Herr v. Machaud wußte das auch sehr genau. Er sagte aber topfsittlich-lebend: „Mein Schwiegerohn ist so reich, daß er gewiß nicht Veranlassung haben konnte, den Schmud seiner Gemahlin heimlich zu verkaufen. Er speulirt auch nicht, denn er mißtraut den Lawischen Aktien, betheiligte sich nicht daran, weil er einen großen Krach voraussieht. Mein lieber Venoir, diese Angelegenheit muß einen ganz anderen Zusammenhang haben. Sie ist höchst räthselhaft, doch werden wir dem Geheimniß hoffentlich auf die Spur kommen. Ich muß dieserwegen gleich wieder zu meiner Tochter; Sie werden mich begleiten.“

Er ließ seinen Wagen vorfahren. Die beiden flogen ein und fuhrten nach dem gräflichen Palaste. Graf Philipp war zurückgekehrt. Seine Frau hatte ihm von dem Verschwinden der Schmuckstücke Kenntniß gegeben. Darüber befand auch er sich nun in einiger Aufregung.

Als der Polizei-Lieutenant eintrat, riefen beide: „Nun, was bringt du für Nachrichten?“ „Höchst seltsame,“ versetzte Herr v. Machaud. „Das Halsband ist gefunden; es befindet sich jetzt im Besitz des Juweliers Henault, der es redlich erworben haben will. Rathet, von wem?“ „Das ist schwer zu errathen.“ „Von dir, Philipp.“

Der junge Graf brach in ein lautes Gelächter aus. „Der Mensch muß wahnsinnig sein! Wie darf er zu behaupten wagen, daß ich die Schmuckstücke meiner Frau stehle?“ „Das hat er nicht behauptet,“ meinte Machaud. „Er glaubt es aber vielleicht. Es ist ja lächerlich. Und doch, es ist auch gegen meine Ehre! Da fällt mir ein Umstand ein: ich kenne diesen Henault nur wenig, habe vor langer Zeit einmal einige kleine Sachen in seinem Laden gekauft. Vorgefien aber begegnete ich ihm in der Straße St. Denis; er grüßte mit mir mit einer gewissen eheerbtlichen Vertraulichkeit, so daß es mir auffiel. Ueber Schwiegervater, beneben wir uns doch so gleich zu Henault, um diese Angelegenheit aufzuklären!“

„Gerade das wollte ich dir eben vorschlagen, Philipp.“ Die beiden fuhrten, begleitet von dem Geheimagenten nach der Straße St. Denis. Vor dem Hause des Juweliers ließen sie halten. Sie traten in den Laden ein, wo Henault sie mit großer Ehrerbietung, aber auch mit einiger Ueberraschung empfing.

„Sie behaupten, mein Herr,“ sagte Philipp, „daß ich am Freitag ein Perlenhalsband an Sie für fünfzigtausend Livres verkauft habe?“ „Jawohl, Herr Graf,“ versetzte der Juwelier. „Herr, Sie haben gelogen!“ „Nein, Herr Graf!“ rief Henault gleich vor Jörn. „Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann und pflege nicht zu lügen.“

„Mein Schwiegervater hier, der Herr

Polizei-Lieutenant, wird es Ihnen schon klar zu machen wissen, was Sie sind: ein gemeiner Diebshehlerei. Ich habe es wahrlich nicht nöthig, die Schmuckstücke meiner Frau zu verkaufen.“

„Und ich kann beschwören, daß Sie selbst das Halsband an mich verkauft haben.“ „Sie sind verrückt, Herr!“ „Nein, ich bin vollständig bei Sinnen, Herr Graf. Dafür habe ich glücklicherweise Zeugen.“

„Wirklich? Die möchte ich sehen! Welche Zeugen denn?“ „Meine Frau, mein Sohn und meinen Buchhalter. Alle drei waren zugegen, als wir das Geschäft machten. Meine Ehre ist mir theuer; die lasse ich nicht antasten; von Niemand. Und wenn Sie auch der Schwiegerohn des Herrn Polizei-Lieutenants sind, an dessen wohlbestimmte strenge Gerechtigkeitsliebe ich appellire, so dürfen Sie doch nicht glauben, Herr Graf, daß Sie mein klares Recht schändlich verwalten können.“

Er ließ zu einer Hintertür, öffnete sie und rief seine Frau und seinen achtzehnjährigen Sohn herein, dann auch aus dem Comptoir seinen Buchhalter. „Seht diesen Herrn an,“ sprach er. „Erkennt ihr ihn?“

„Es ist der Herr Graf v. Lavall,“ jagte der Buchhalter. „Ja, der ist's,“ bestätigten des Juweliers Frau und auch dessen Sohn. „Ihr wart zugegen hier, als am Freitag Nachmittag gegen fünf Uhr der Herr Graf v. Lavall an mich ein Perlenhalsband für fünfzigtausend Livres verkaufte?“

„Jawohl.“ „Das könnt ihr mit gutem Gewissen beschwören?“ „Ja.“

„Alle diese Leute müssen wahnsinnig sein!“ schrie Philipp wüthend. „Nein, Herr Graf,“ sagte spöttisch der Juwelier, „wir sind gottlob alle hier bei gutem Verstande.“

„Es steht also hier Behauptung gegen Behauptung,“ sprach bedächtig Herr v. Machaud. „Ich meinerseits bezweifle nicht, Herr Henault, daß Sie das Opfer eines schlaun Gauners geworden sind, der hier geschickt den Doppelgänger meines Schwiegerohnes gespielt hat.“

Der Juwelier lächelte ungläubig. „Ich theile die Ansicht meines Chefs,“ sagte Venoir, „und werde versuchen, den Pseudografen zu ermitteln. Ich hege bereits einen bestimmten Verdacht.“

„Sehr gut!“ rief der Polizeilieutenant. „Sie aber, Herr Henault, sollen nicht vergebens an meinen Gerechtigkeitsinn appellirt haben. Bleiben Sie einweilen ruhig im Besitz des Schmud. Nur möchte ich Sie bitten, das Perlenhalsband meiner Tochter vorläufig nicht zum Verkaufe auszubieten, bis diese dunkle Angelegenheit entwirrt ist, was möglichst rasch zu bewirken wir uns keine Mühe verdrischen lassen wollen.“

Der Juwelier verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung. Dann verließen Herr v. Machaud, der Graf v. Lavall und der Geheimagent den Laden Henaults.

Venoir's Verdacht richtete sich gegen den Friseur-Gehilfen Bouchu, den Bräutigam der Louise Pellet. Diese konnte als Zofe der jungen Gräfin den Diebstahl der Schmuckstücke auf irgend eine Art ausgeführt, und dann ihr Geliebter als Doppelgänger des Grafen, den Verkauf des kostbaren Halsbandes bejagt haben.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als der Geheimagent sich nach der Grevenischen Friseurstube in der Straße Kambuteau begab, wo Bouchu angestellt war. Er kannte persönlich weder Grevin noch Bouchu; ebensowenig kannten sie ihn.

Als er ins Haus eintrat, kam ein frischer und pomadifirter Stutzer, eine Operarie trällernd, heraus, und ein kleiner verwachsene Herr wollte gerade hinein, dem Venoir höflich den Vortritt ließ.

Drinnen in der Friseurstube befand sich nur ein junger Mann, jedenfalls ein Gehilfe. Der Prinzipal selbst war nicht anwesend. „Ah, Herr Coquerel!“ rief der Gehilfe vertraulich. „Guten Tag, mein lieber Bouchu!“ versetzte der Buchtige.

Es war also richtig Luise Pellets Bräutigam. Des Geheimagenten Verdacht zerbrach im selben Augenblicke in Nichts. Unmöglich konnte dieser kleine, unansehnliche Mensch der Doppelgänger des stattlichen Grafen v. Lavall gewesen sein. Weil Venoir nun aber einmal da war, beschloß er, sich frisiren zu lassen. Er setzte sich also, um zu warten und nachzudenken, auf einen Stuhl und sah zu, wie der üppige Haarschopf des Buchtigen kunstvoll von Bouchu bearbeitet wurde.

„Dabei hörte er denn auch das Gespräch der beiden, welches ihn freilich zuerst gar wenig interessirte.“ „Was's heute Vormittag auch so lebhaft in der Straße Quincampoix?“ fragte der Gehilfe.

„Wie immer!“ rief Coquerel entzückt. „Und ich hoffe, es wird noch lange so bleiben.“ „Manche Leute meinen doch, daß es früher oder später einmal damit schief gehen würde.“

„Unfönn!“ „Freilich, ich verstehe ja nicht viel davon, Sie aber sind ein großer Kenner. Was Herr Law im großen, das sind Sie im kleinen.“

„Mein lieber Bouchu, solche Schmeicheleien erfreuen mein Herz. D. gepriesen sei der Tag, an welchem ich zuerst mit nur zehn Livres in der Tasche, aber von Frau Fortuna begünstigt, jene Straße besuchte! Man konnte mich — oder vielmehr meinen Bude! — so gleich sehr gut brauchen.“

„Als Schreibpult.“ „Jawohl. Gelegnet sei mein Bude!, denn ihm verdanke ich mein Glück!“

„Früher hätten Sie die Gelegenheit, ihn zu verwünschen; dessen entsinne ich mich gar wohl“, sagte der Gehilfe lachend. „Freilich, lieber Bouchu. Kein Wunder auch! Wie Sie wissen, schwärme ich für die theatralische Kunst, wäre früher gar zu gern selbst Komödiant geworden. Aber daran war leider meines Bude's wegen nicht zu denken; deshalb habe ich ihn oft verwünscht und verflucht. Doch nun ist das anders geworden; mein Bude! hat mir in der Straße Quincampoix zu einem hübschen Vermögen verholfen.“

„Koch immer aber schwärmen Sie fürs Theater, Herr Coquerel.“ „Gewiß, leidenschaftlich; doch die Idee, selbst auf die weltbedeutenden Bretter zu steigen, habe ich aufgegeben. Aber ich bin Kenner, das muß man mir lassen. Besonders gefallen mir die Leistungen Ihres talentvollen Bruders, lieber Bouchu; deshalb besuche ich mit Vorliebe Nicolet's Theater.“

„Er spielt jetzt große Rollen.“ „Und zwar vortreflich. Auch scheint seine Einnahme besser zu sein, als früher. Ich hatte ihm vor sechs Wochen mit Vergnügen einige hundert Livres geliehen, die er nothwendig brauchte, um einige drüden Schulden zu bezahlen; da ich ihn kenne, glaubte ich natürlich, das Geld nie wieder zu erhalten. Doch darin täuschte ich mich, denn gestern hat er mir die Summe richtig zurückgerichtet und mich außerdem in einem Restaurant herrlich bewirthet.“

Der Gehilfe hustete etwas gezwungen. Venoir war nun doch aufmerksam geworden. „Gestern Abend habe ich ihn so recht bewundernd im Theater“, fuhr der Buchtige entzückt zu reden fort. „Wanz meisterhaft spielte er einen liebreichen Chevalier.“

„In dem neuen Lustspiel von Maridorau?“ „Jawohl. Welche Schelmerei, welche Grazie! Das Stück wird heute Abend gespielt und voraussichtlich noch lang auf dem Repertoire bleiben. Ihr Bruder scheint für diese Chevalierrolle geeignet, er war im Aussehen, Manieren und Auftreten ganz ein Edelmann.“

„Ich hab's“, dachte im Stillen der Geheimagent. „Ganz abnungslos hat dieser barmlöse Buchtige mich auf die richtige Spur gebracht. Also Bouchus Bruder ist der talentvolle, aber auch liebreiche und leichtsinnige, bei Nicolet's Truppe engagirte Schauspieler Monsieur. Nach Art solcher Leute hat er seinen unschönen Namen mit einem schön klingenden und poetisch angehauchten vertauscht. Er sieht auch dem Grafen v. Lavall ziemlich ähnlich, wenn ich mich seiner Physiognomie recht entsinne. Denkt man sich die schauspielerische Gewandtheit, Redseligkeit und die Sicherheit des Auftretens hinzu, so gelange ich zu der festen Ueberzeugung: Monsieur ist der Doppelgänger des Grafen gewesen; er hat auf solche Art unauffällig den Verkauf des kostbaren Schmud's an Henault bejagt. Wahrscheinlich die Schelme haben das recht schlaue Ausgedacht und ins Werk gesetzt.“

Coquerel und Bouchu schwiegen noch weiter von theatralischen Angelegenheiten. Als der kleine Buchtige fertig frisirt war, entfernte er sich.

Nun kam Venoir an die Reihe, der sich schweigend dabei trieb, indem er insgehien dachte: „Dieser Buchtige, der jetzt meine Haare bearbeitet, hat jedenfalls keine blasse Aehnung davon, daß ich ihn voraussichtlich noch heute Abend verhaften lassen werde!“

Eine Stunde später trat der Geheimagent in den Laden des Juweliers Henault. „Ich glaube, die dunkle Angelegenheit jetzt aufklären zu können,“ sagte er. „Ich bin dem Pseudografen auf der Spur.“

„Sie glauben also wirklich, einen vermeintlichen Doppelgänger des Grafen v. Lavall ermittelt zu haben?“ fragte der Juwelier mit zweifelnder Miene. „Jawohl. Es ist ein Schauspieler, ein Bruder des Friseurgehilfen Bouchu, welcher letzterer mit der Zofe der Gräfin v. Lavall verlobt ist. Diese Zofe hat jedenfalls das Halsband gestohlen. Der Juwelier schüttelte den Kopf. „Wenn Sie sich nur nicht auf einer falschen Spur befinden.“

„Sie meinen immer noch, daß Sie es mit dem echten Grafen zu thun gehabt haben?“ „Aufrechtig gestanden, ja.“ „Um Sie zu überzeugen, daß Sie sich täuschen, möchte ich Sie bitten, heute Abend mit mir das Theater zu besuchen.“

„Die Comedie francaise?“ „Nein, bei unserer ersten Bühne ist dieser Mensch nicht angeheilt. Er gehört zu Nicolet's Truppe, die nur Lustspiele, Possen; und Singspiele giebt.“ „Gerne erfülle ich Ihren Wunsch.“

„Wie immer!“ rief Coquerel entzückt. „Und ich hoffe, es wird noch lange so bleiben.“ „Manche Leute meinen doch, daß es früher oder später einmal damit schief gehen würde.“

„Unfönn!“ „Freilich, ich verstehe ja nicht viel davon, Sie aber sind ein großer Kenner. Was Herr Law im großen, das sind Sie im kleinen.“

„Mein lieber Bouchu, solche Schmeicheleien erfreuen mein Herz. D. gepriesen sei der Tag, an welchem ich zuerst mit nur zehn Livres in der Tasche, aber von Frau Fortuna begünstigt, jene Straße besuchte! Man konnte mich — oder vielmehr meinen Bude! — so gleich sehr gut brauchen.“

„Als Schreibpult.“ „Jawohl. Gelegnet sei mein Bude!, denn ihm verdanke ich mein Glück!“

„Früher hätten Sie die Gelegenheit, ihn zu verwünschen; dessen entsinne ich mich gar wohl“, sagte der Gehilfe lachend. „Freilich, lieber Bouchu. Kein Wunder auch! Wie Sie wissen, schwärme ich für die theatralische Kunst, wäre früher gar zu gern selbst Komödiant geworden. Aber daran war leider meines Bude's wegen nicht zu denken; deshalb habe ich ihn oft verwünscht und verflucht. Doch nun ist das anders geworden; mein Bude! hat mir in der Straße Quincampoix zu einem hübschen Vermögen verholfen.“

„Koch immer aber schwärmen Sie fürs Theater, Herr Coquerel.“ „Gewiß, leidenschaftlich; doch die Idee, selbst auf die weltbedeutenden Bretter zu steigen, habe ich aufgegeben. Aber ich bin Kenner, das muß man mir lassen. Besonders gefallen mir die Leistungen Ihres talentvollen Bruders, lieber Bouchu; deshalb besuche ich mit Vorliebe Nicolet's Theater.“

„Er spielt jetzt große Rollen.“ „Und zwar vortreflich. Auch scheint seine Einnahme besser zu sein, als früher. Ich hatte ihm vor sechs Wochen mit Vergnügen einige hundert Livres geliehen, die er nothwendig brauchte, um einige drüden Schulden zu bezahlen; da ich ihn kenne, glaubte ich natürlich, das Geld nie wieder zu erhalten. Doch darin täuschte ich mich, denn gestern hat er mir die Summe richtig zurückgerichtet und mich außerdem in einem Restaurant herrlich bewirthet.“

Der Gehilfe hustete etwas gezwungen. Venoir war nun doch aufmerksam geworden. „Gestern Abend habe ich ihn so recht bewundernd im Theater“, fuhr der Buchtige entzückt zu reden fort. „Wanz meisterhaft spielte er einen liebreichen Chevalier.“

„In dem neuen Lustspiel von Maridorau?“ „Jawohl. Welche Schelmerei, welche Grazie! Das Stück wird heute Abend gespielt und voraussichtlich noch lang auf dem Repertoire bleiben. Ihr Bruder scheint für diese Chevalierrolle geeignet, er war im Aussehen, Manieren und Auftreten ganz ein Edelmann.“

„Ich hab's“, dachte im Stillen der Geheimagent. „Ganz abnungslos hat dieser barmlöse Buchtige mich auf die richtige Spur gebracht. Also Bouchus Bruder ist der talentvolle, aber auch liebreiche und leichtsinnige, bei Nicolet's Truppe engagirte Schauspieler Monsieur. Nach Art solcher Leute hat er seinen unschönen Namen mit einem schön klingenden und poetisch angehauchten vertauscht. Er sieht auch dem Grafen v. Lavall ziemlich ähnlich, wenn ich mich seiner Physiognomie recht entsinne. Denkt man sich die schauspielerische Gewandtheit, Redseligkeit und die Sicherheit des Auftretens hinzu, so gelange ich zu der festen Ueberzeugung: Monsieur ist der Doppelgänger des Grafen gewesen; er hat auf solche Art unauffällig den Verkauf des kostbaren Schmud's an Henault bejagt. Wahrscheinlich die Schelme haben das recht schlaue Ausgedacht und ins Werk gesetzt.“

Coquerel und Bouchu schwiegen noch weiter von theatralischen Angelegenheiten. Als der kleine Buchtige fertig frisirt war, entfernte er sich.

Nun kam Venoir an die Reihe, der sich schweigend dabei trieb, indem er insgehien dachte: „Dieser Buchtige, der jetzt meine Haare bearbeitet, hat jedenfalls keine blasse Aehnung davon, daß ich ihn voraussichtlich noch heute Abend verhaften lassen werde!“

Eine Stunde später trat der Geheimagent in den Laden des Juweliers Henault. „Ich glaube, die dunkle Angelegenheit jetzt aufklären zu können,“ sagte er. „Ich bin dem Pseudografen auf der Spur.“

„Sie glauben also wirklich, einen vermeintlichen Doppelgänger des Grafen v. Lavall ermittelt zu haben?“ fragte der Juwelier mit zweifelnder Miene. „Jawohl. Es ist ein Schauspieler, ein Bruder des Friseurgehilfen Bouchu, welcher letzterer mit der Zofe der Gräfin v. Lavall verlobt ist. Diese Zofe hat jedenfalls das Halsband gestohlen. Der Juwelier schüttelte den Kopf. „Wenn Sie sich nur nicht auf einer falschen Spur befinden.“

„Sie meinen immer noch, daß Sie es mit dem echten Grafen zu thun gehabt haben?“ „Aufrechtig gestanden, ja.“ „Um Sie zu überzeugen, daß Sie sich täuschen, möchte ich Sie bitten, heute Abend mit mir das Theater zu besuchen.“

„Die Comedie francaise?“ „Nein, bei unserer ersten Bühne ist dieser Mensch nicht angeheilt. Er gehört zu Nicolet's Truppe, die nur Lustspiele, Possen; und Singspiele giebt.“ „Gerne erfülle ich Ihren Wunsch.“

„Wie immer!“ rief Coquerel entzückt. „Und ich hoffe, es wird noch lange so bleiben.“ „Manche Leute meinen doch, daß es früher oder später einmal damit schief gehen würde.“

„Unfönn!“ „Freilich, ich verstehe ja nicht viel davon, Sie aber sind ein großer Kenner. Was Herr Law im großen, das sind Sie im kleinen.“

„Mein lieber Bouchu, solche Schmeicheleien erfreuen mein Herz. D. gepriesen sei der Tag, an welchem ich zuerst mit nur zehn Livres in der Tasche, aber von Frau Fortuna begünstigt, jene Straße besuchte! Man konnte mich — oder vielmehr meinen Bude! — so gleich sehr gut brauchen.“

„Als Schreibpult.“ „Jawohl. Gelegnet sei mein Bude!, denn ihm verdanke ich mein Glück!“

„Früher hätten Sie die Gelegenheit, ihn zu verwünschen; dessen entsinne ich mich gar wohl“, sagte der Gehilfe lachend. „Freilich, lieber Bouchu. Kein Wunder auch! Wie Sie wissen, schwärme ich für die theatralische Kunst, wäre früher gar zu gern selbst Komödiant geworden. Aber daran war leider meines Bude's wegen nicht zu denken; deshalb habe ich ihn oft verwünscht und verflucht. Doch nun ist das anders geworden; mein Bude! hat mir in der Straße Quincampoix zu einem hübschen Vermögen verholfen.“

„Koch immer aber schwärmen Sie fürs Theater, Herr Coquerel.“ „Gewiß, leidenschaftlich; doch die Idee, selbst auf die weltbedeutenden Bretter zu steigen, habe ich aufgegeben. Aber ich bin Kenner, das muß man mir lassen. Besonders gefallen mir die Leistungen Ihres talentvollen Bruders, lieber Bouchu; deshalb besuche ich mit Vorliebe Nicolet's Theater.“

„Er spielt jetzt große Rollen.“ „Und zwar vortreflich. Auch scheint seine Einnahme besser zu sein, als früher. Ich hatte ihm vor sechs Wochen mit Vergnügen einige hundert Livres geliehen, die er nothwendig brauchte, um einige drüden Schulden zu bezahlen; da ich ihn kenne, glaubte ich natürlich, das Geld nie wieder zu erhalten. Doch darin täuschte ich mich, denn gestern hat er mir die Summe richtig zurückgerichtet und mich außerdem in einem Restaurant herrlich bewirthet.“

Der Gehilfe hustete etwas gezwungen. Venoir war nun doch aufmerksam geworden. „Gestern Abend habe ich ihn so recht bewundernd im Theater“, fuhr der Buchtige entzückt zu reden fort. „Wanz meisterhaft spielte er einen liebreichen Chevalier.“

„In dem neuen Lustspiel von Maridorau?“ „Jawohl. Welche Schelmerei, welche Grazie! Das Stück wird heute Abend gespielt und voraussichtlich noch lang auf dem Repertoire bleiben. Ihr Bruder scheint für diese Chevalierrolle geeignet, er war im Aussehen, Manieren und Auftreten ganz ein Edelmann.“

„Ich hab's“, dachte im Stillen der Geheimagent. „Ganz abnungslos hat dieser barmlöse Buchtige mich auf die richtige Spur gebracht. Also Bouchus Bruder ist der talentvolle, aber auch liebreiche und leichtsinnige, bei Nicolet's Truppe engagirte Schauspieler Monsieur. Nach Art solcher Leute hat er seinen unschönen Namen mit einem schön klingenden und poetisch angehauchten vertauscht. Er sieht auch dem Grafen v. Lavall ziemlich ähnlich, wenn ich mich seiner Physiognomie recht entsinne. Denkt man sich die schauspielerische Gewandtheit, Redseligkeit und die Sicherheit des Auftretens hinzu, so gelange ich zu der festen Ueberzeugung: Monsieur ist der Doppelgänger des Grafen gewesen; er hat auf solche Art unauffällig den Verkauf des kostbaren Schmud's an Henault bejagt. Wahrscheinlich die Schelme haben das recht schlaue Ausgedacht und ins Werk gesetzt.“

Coquerel und Bouchu schwiegen noch weiter von theatralischen Angelegenheiten. Als der kleine Buchtige fertig frisirt war, entfernte er sich.

Nun kam Venoir an die Reihe, der sich schweigend dabei trieb, indem er insgehien dachte: „Dieser Buchtige, der jetzt meine Haare bearbeitet, hat jedenfalls keine blasse Aehnung davon, daß ich ihn voraussichtlich noch heute Abend verhaften lassen werde!“

Eine Stunde später trat der Geheimagent in den Laden des Juweliers Henault. „Ich glaube, die dunkle Angelegenheit jetzt aufklären zu können,“ sagte er. „Ich bin dem Pseudografen auf der Spur.“

„Sie glauben also wirklich, einen vermeintlichen Doppelgänger des Grafen v. Lavall ermittelt zu haben?“ fragte der Juwelier mit zweifelnder Miene. „Jawohl. Es ist ein Schauspieler, ein Bruder des Friseurgehilfen Bouchu, welcher letzterer mit der Zofe der Gräfin v. Lavall verlobt ist. Diese Zofe hat jedenfalls das Halsband gestohlen. Der Juwelier schüttelte den Kopf. „Wenn Sie sich nur nicht auf einer falschen Spur befinden.“

„Sie meinen immer noch, daß Sie es mit dem echten Grafen zu thun gehabt haben?“ „Aufrechtig gestanden, ja.“ „Um Sie zu überzeugen, daß Sie sich täuschen, möchte ich Sie bitten, heute Abend mit mir das Theater zu besuchen.“

Ahnungsvermögen der Thieren.
Der Storch macht mit ebenso großer Vorliebe wie Fregelheit auf junge Katzen Jagd, als wüßte er von der Gefahr, die seinen eigenen Jungen vom Katzengeßlecht droht. Die müdigen Katzen wieder stellen mit Vorliebe die Storchbrut nach, die ihnen örtlich so bequem gelegen ist. Dieser gegenseitige Vertilgungskrieg ist mehr als die Vertilgung eines Geßlechtes; vielmehr das Bemühen, ein feindliches Geßlecht auszurotten, noch ehe es dem eigenen Nachwuchs gefährlich wird. Aus diesem allmächtigen Trieb der Selbsterhaltung und der Sorge um die kommende Generation frist der Storch die Nöhgen und die alte Krage die Storchjungen. Dieser selbe Trieb aber führt in manchen Fällen wieder zur Schonung anderer Thiere. Das Krotobil verschlingt z. B. alle kleineren Thiere, die in jenen Bereich kommen; selbst die Vögel, die ihm sorglos aufzittern. Und doch scheut es einen Vogel, etwa von der Größe einer Drossel, dem „Eisack“, das Ungeheuer weiß aber genau, warum. Ist es an's Land getrocknet und liegt dort, wenn auch nur zur Hälfte, so reißt wohl, so läßt es den kleinen Vogel ruhig in den geöffneten Rachen spazieren und wartet ruhig, bis der Vogel den gefährlichen Raum verläßt. Der aber pikt inzwischen emsig im Rachen umher, bis er Gaumenwände, Zunge und Zähne des großen Thieres von den Blutegeln gefäubert hat, die sich dort im Wasser angefammelt haben. Diese Hochfesteigkeit der Hilfeleistung ist höchst interessant. Gerade dieser kleine Vogel wird von dem Unthier verschont und befreit es dafür, sich selbst ernährend, von einer schweren Plage. Hamlet sagt: „Es giebt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Das Vögelchen weiß, daß just ihn, unter allen seinen Genossen, das Recht beschieden ist, sich in den Rachen des Unthiers wagen zu dürfen, um seiner Nahrung nachzugehen. Das Krotobil weiß, daß just dieser Vogel ihm eine Erleichterung gewährend wird!

Die Heilung menschlicher Leiden-schaften.
Dr. Gallavardin, ein homöopathischer Arzt zu Lyon, theilt durch die Blätter eine von ihm gemachte Entdeckung mit, die voraussichtlich eine große Umwälzung in der menschlichen Gesellschaft hervorruft. Dank der Homöopathie hat Dr. Gallavardin mit allgütigen und andauernden Erfolgen die Heilung der menschlichen Leiden-schaften unternommen. Im Jahre 1896 und in dem blühenden Alter von 71 Jahren kam Dr. Gallavardin auf den Gedanken, eine Sprechstunde für die Heilung der menschlichen Leiden-schaften zu eröffnen. Jeden Dienstag eröfnet er Sprechstunden, Neid, Eifersucht, Auktionen, Eitelkeit, Jähzornigkeit und anderen Exempeln der Geilung „homo sapiens“ Rath und sichere Hilfe, und zwar ganz unsonst. Und welcher Art ist die Kur? Er macht kein Geheimniß daraus: „Ein 60-jähriger Ehemann, der während seiner dreißigjährigen Ehe eifersüchtig war, ist von mir mittels einer Ladestellung (des Gift der Rauschgifts) heilbar worden; die in den ersten drei Wochen eine Verschlimmerung hervorbrachte, dann aber ihn vollständig heilte, so daß er bis zu seinem Tode von der Eifersucht verschont blieb.“ Diese Stellung ist allerdings wunderbar; noch wunderbarer aber: ist ein Ehemann, der nach dreißigjähriger Ehe noch eifersüchtig ist. Ebenso hemertenswerth ist folgender Fall: „Ein anderer Ehemann, der seit 16 Jahren eifersüchtig war, wurde mittels „nug venica“ (Brodruß) geheilt. In der besten Zeit hatte er allerdings noch dann und wann einen Anfall, aber nachdem ihm eine neue Ladestellung verordnet war, verschwand jede Spur des seelischen Leidens.“

Eine merkwürdige Zeitung.
Der Zarewitsch Paul Petrovitch, der im Jahre 1796 als Nachfolger Katharina 2. den russischen Thron bestieg, empfing seinen ersten Unterricht im Lesen und Schreiben im Alter von vier Jahren, gab aber seinem Gouverneur oft Anlaß zu lebhaften Klagen. Da es nicht üblich ist, Nützlichkeiten gegenüber den Kretschak in Anwendung zu bringen, so ersann der Staatsrath Beskretsch, der Erzieher des Prinzen, eine neue und originale Methode, diesen von seiner Faulheit zu kuriren.
Er hatte für den Zarewitsch eine Zeitung drucken lassen, die unter den Hofnachrichten einen genauen Bericht der Unarten enthielt, deren sich der Prinz an demselben Tage schuldig gemacht hatte. Außerdem enthielt die originale Zeitung, welche natürlich nur in einem Exemplar gedruckt wurde, eine Notiz mit der Frage, ob der Prinz auch seine Schularbeiten fleißig gemacht habe.
Dann erzählte der Gouverneur dem kleinen Zarewitsch, daß die Zeitung täglich an alle Höfe Europa's versandt würde, und daß er sich schämen sollte, daß seine schlechten Manieren und seine Faulheit zur Kenntniß aller Fürstlichkeiten gelangten. Die Zeitung hatte den gewünschten Erfolg, denn der Prinz begann jetzt mit einem wahren Feuereifer zu arbeiten, um sich nicht in den Augen von ganz Europa lächerlich zu machen.
— Unerbrühte Leiden-schaften sind leimende Tugenden.